

## Werk

**Titel:** Neues Testament

**Ort:** Tübingen

**Jahr:** 1916

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916\\_1916\\_0019|log81](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1916_0019|log81)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Neues Testament.

### Leben und Lehre Jesu.

#### 2.

#### Zur mythologischen und soziologischen Auffassung des Evangeliums.

Redelijke godsdienst serie II Nr. 3: OORT, H., Wat weten wij van Jezus? Baarn, Hollandia-Drukkerij 1911. 47. gld. 0.40. — CONYBEARE, F. C., The historical Christ. London, Watts & Co., 1914. IX 235. 3 sh. 6 d. — The Expositor VIII 51 (1915) p. 193—216: ANDREWS, H. T., The reality of the historical Jesus. — Protestant Monatshefte 1916 S. 1—10: JÜLICHER, A., Die jüngste Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu. — Mnemosyne 1914 S. 96—100: SLIJPEN, AL., Flavii Josephus locus qui est de Jesu Christo. — GOETHALS, A., Mélanges d'histoire du christianisme 4<sup>ème</sup> partie: le Pseudo-Josèphe (Antiquités XVIII §§ 63—84). Bruxelles, Lamertin et Paris, Fischbacher. 1914. 48. Fr. 2.50. — ZONDERVAN, Radicale Christusbeschouwingen. Leeuwaarden, Meijer en Schrattsma 1916. 245. gld. 2.50 und 2.90. — Redel. godsdienst II 2: v. D. BERGH VAN EYSINGA, G. A., Kautsky's opvatting van het oudste Christendom aan de bronnen getvetst. Baarn, Hollandia, 1911. 64. gld. 0.40. — KIEFL, F. X., Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums. Kempten und München, Kösel, 1915. XXX 222. M. 3.— — ROBERTSON, J. M., The historical Jesus, a survey of positions. London, Watts & Co. 1916. XXIV 221. 3 sh. 6 d.

Wie schon im vorigen Berichte (Th. R. 1915 S. 331) angedeutet wurde, habe ich diesmal zum Streit um die Geschichtlichkeit Jesu zunächst noch einige Nachträge zu geben. Ich beginne mit einer, schon einige Jahre zurückliegenden kleinen Schrift des Leidener Hebraicus H. OORT, die an ihrem Teil den bündigen Beweis liefert, daß die radikale Auf-

fassung weit davon entfernt ist, in Holland unter den Freisinnigen zu herrschen. Gewiß übt O. scharfe Kritik an den evangelischen Ueberlieferungen; aber von Ungeschichtlichkeit kann keine Rede sein. Ein vorchristlicher Jesuskult ist nicht nachzuweisen. Beweise für eine geschichtliche Grundlage der evangelischen Ueberlieferung sind ihm u. a. das Faktum der Kreuzigung des Messias, das Tempelwort Mt. 26<sup>60</sup> und 27<sup>40</sup> Par., die Verleugnung durch Petrus und die Wirksamkeit in Galiläa, alles Dinge, die später unbequem waren und kaum erdichtet sein können. Die echte Lehre des geschichtlichen Jesus findet O. vornehmlich in der reformatorischen Predigt, die sich gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer kehrt; das eschatologisch-messianische Element im Evangelium schiebt er mehr als mir richtig scheint, in den Hintergrund. Sehr fein zeichnet er das Bild der Persönlichkeit Jesu als Vereinigung von Schärfe und Milde, worin sich zugleich das Gottesbild widerspiegelt, das ihm vor der Seele stand: der, der alles fordert und alles vergibt, der nie zufriedengestellt werden kann und allzeit liebhat. Rätselhaft, unbegreiflich dünkt es ihn nun, wenn solche unerhört große Wahrheiten als Niederschlag des geistigen Lebens einer Anzahl unbekannter Menschen auf uns gekommen sein sollten. Die Hauptsache im Evangelium ist die frohe Botschaft von der Liebe Gottes für alle Menschen; daß Jesus die gepredigt hat, wissen wir so sicher, wie nur irgend eine Tatsache aus der Vergangenheit. Wenn O. auch allzusehr darauf ausgeht, als wesentlich und historisch zu erweisen, was ihm wesentlich und wertvoll ist, so ist seine Kritik und seine leicht verständliche Darstellung doch lesenswert und nützlich.

Gehaltvoller, schon weil ausführlicher, ist das Buch des bekannten Oxforder Gelehrten FRED. C. CONYBEARE. Der Vf. bietet eine kritische Untersuchung der Anschauungen von J. M. Robertson, A. Drews und W. B. Smith, wobei er zwischen Traditionalismus und Absurdität einen mittleren Weg zu finden trachtet. Das Verdienst seiner Arbeit ist die negative Kritik, die Abweisung vieler Einzelaufstellungen der Mythologen und die vernichtende Kritik ihrer Methode. Dagegen fehlt

oder tritt zu sehr in den Hintergrund der positive Aufbau einer geschichtlichen Evolution des Urchristentums. — Ein solcher Aufbau würde erst eine wirklich hinreichende Abwehr der Mythenkritik vollenden, deren Stärke eben vornehmlich in einer scheinbar geschlossenen Konstruktion des Gesamtverlaufs beruht. Weiter rechnet er zu wenig mit der Annahme, daß Mythen und Legenden, dem Synkretismus entstammend, das Jesusbild zwar nicht geschaffen, an seiner Ausbildung aber doch starken Anteil haben.

Ich hebe einige besonders treffende Ausführungen und Bemerkungen hervor. Bei den Ansprüchen, die die radikalen Kritiker an die Quellen zum Erweis der Geschichtlichkeit Jesu stellen, würden von Helden der klassischen Geschichte auch Solon, Epimenides, Pythagoras und Apollonius von Tyana der Mythologie zum Opfer fallen müssen, vielleicht noch mit mehr Recht als Jesus. Vom Josua-Jesuskult betont C. richtig, daß selbst wenn Josua ursprünglich irgend etwas mit der Sonne zu tun haben sollte, das Josuabuch ihn doch nur noch als historischen Führer Israels kennt, und daß das so einseitig monotheistische Judentum der griechisch-römischen Epoche unmöglich den Kult eines halbheidnischen Gottes Jesus in sich gehegt haben kann. Die zwei Esel Mt. 21<sup>11</sup> ff. leitet Robertson aus einer bedeutungslosen späten lateinischen Bacchuslegende ab, statt dem einfachen Weg der synoptischen Kritik zu folgen, die den sekundären Charakter des Mt. (gegenüber Mc.) und die mechanische Eintragung aus Sach. 9<sup>9</sup> erweist. Denselben Fehler machen die Mythologen angesichts der Jungfrauengeburt, die offenkundig ein erst später hinzugekommener Bestandteil der Ueberlieferung ist. Direkt komisch findet es C., daß die ganze Petrusfigur, so anschaulich im N. T. gezeichnet, aus archäologischer Betrachtung der Standbilder des Janus bifrons entstanden sein soll, wobei ‚bifrons‘ einen im Lateinischen ganz ungeläufigen Sinn (Beziehung auf die Verleugnung) erhält. Sehr gut wird die Gesamthaltung der Mythologen, die das N. T. als ein organisches Ganzes behandeln, als *Sonntagsschulmethode*, die Manier, mit der Namen wie Maria, Maja,

Myrrha usw. identifiziert werden, als *praephilologische Methode* gekennzeichnet.

Ein Kapitel, seltsamerweise ‚The argument from silence‘ überschrieben, beschäftigt sich mit dem Zeugnis der historischen Bücher des N. T.: unzweideutig behandeln sie alle die evangelische Ueberlieferung nicht als Mythos, sondern als Geschichte. Auch der in Joh. bestrittene Dokerismus kann nicht als Beweis für die Mythologie gelten; denn auch er setzt offenkundig voraus, daß Jesus eine bestimmte Erscheinung der Geschichte bedeutet. Auch die jüdischen Zeugnisse stimmen damit zusammen; nur einen in seiner Vereinzelung freilich nichts beweisenden Satz aus Justins Trypho sucht C. zu Unrecht Drews zu entwinden; ich meine die Worte des Juden c. 8 p. 226 B: ὑμεῖς δὲ ματαίαν ἀκοήν παραδεξάμενοι Χριστὸν ἑαυτοῖς τινα ἀναπλάσσετε καὶ αὐτοῦ χάριν τανῶν ἀσκόπως ἀπόλλυσθε. Immerhin kann sich die ἀκοή auf die Kunde von einem gewissen Jesus und das ἀναπλάττειν auf die auf der LXX. aufgebaute Christologie beziehen. Jedenfalls stellt auch Trypho sonst nirgends die Geschichtlichkeit Jesu in Frage. Das Kapitel über die Briefe des Paulus beschäftigt sich vornehmlich mit den Fragmenten der historischen Ueberlieferung, die auch bei Paulus sich finden; hier hätte der Verf. besonders auf die Auflösung der paulinischen Theologie in hegelianische Theosophie bei Bolland und Drews eingehen und auch der Tatsache Rechnung tragen sollen, daß bei Paulus die Geschichtsüberlieferung unlöslich mit Dogma, Mythos, Spekulation vermischt ist. Bei der Untersuchung der äußeren Zeugen interessierte mich besonders das Argument, daß wenn die neronische Verfolgung darum angezweifelt werden darf, weil sie nach Tacitus erst Melito wieder bezeugt, dann zu erinnern ist, daß noch fünfhundert bedeutsame Episoden, die bei Tacitus vorkommen, überhaupt bei keinem späteren Schriftsteller mehr erwähnt werden. In Joseph. Antiqu. XVIII 3, 3 rechnet C. mit der Möglichkeit, daß einige Sätze (darunter auch: this was the so called Christ) echt seien; jedenfalls sei die Erwähnung des Bruders Jesu, XX 9,1 genuin. Ehe er sich noch kurz mit Jensens Gilgamesch-Theorie beschäftigt, charak-

terisiert er noch einmal zusammenfassend unter dem Titel „The art of criticism“ die Methode der Mythologen: ihre Verwerfung der historisch-philologischen Methode bei der Untersuchung der Evangelien, die orthodoxistische Leugnung der innerhalb des N. T. nachweisbaren Entwicklung, den Mißbrauch der komparativen Methode, ihre kindliche Leichtgläubigkeit gegenüber ganz unmöglichen Erfindungen wie dem Jesuskult, der paganismischen jüdischen Sekte, die unter Obhut des jüdischen Hohenpriesters in Jerusalem existiert haben soll u. a. m. Daß C. hier auch die Widersprüche und Inkonsistenzen von Smith aufdeckt, erscheint mir besonders dankenswert.

H. T. ANDREWS sucht die Christusmythe mehr durch allgemeine Erwägungen aufzulösen. Das Zeitalter, meint er, war nicht geeignet, um einen Christusmythus zu erzeugen, da die Menschheit ihren Kindheitszustand überwunden hatte und so gebildet und intellektuell hochstehend war, wie gegenwärtig Europa ist — ein Argument, das freilich allgemein gehalten nicht durchschlägt, da einmal Aufklärung und Bildung doch nur in den oberen Schichten herrschend war, das Urchristentum aber mehr aus den unteren Schichten, zumal des Orients, hervorstieg, und weiter die Mythologen und u. a. auch Kautsky wirklich mit einem gewissen Recht auf die damals auch in gebildeten, jedenfalls in ungebildeten Kreisen verbreitete Leichtgläubigkeit gegenüber fabelhaften Geschichten hinweisen können. Weniger angreifbar ist dagegen das Urteil, bei Annahme der Christusmythe werde unverständlich, daß dieser reine Mythos den Neuplatonismus, das größte philosophische System des Altertums, überwinden konnte. Daß weder das synkretistische Heidentum noch etwa das apokalyptische Judentum imstande war, das Christentum hervorzubringen, beweist die Tatsache, daß Juden wie Griechen nur Gegensatz gegen das Evangelium spürten. Auch Celsus ist nicht auf die Idee gekommen, daß Jesus ganz ungeschichtlich sein könnte. Besonders Paulus und Johannes werden von den Mythologen falsch gedeutet. Gewiß hat Paulus mehr Interesse an dem ewigen Christus, aber er setzt doch dessen irdische Geburt deutlich voraus; und Johannes

lehrt nicht, daß Christus Jesus war oder daß die Christusidee sich in Jesus verkörpert habe, sondern daß Jesus der Sohn Gottes war. Auch A. verurteilt die mythologische Methode in den schärfsten Worten; er nennt sie Vandalismus, kritischen Nihilismus der schlimmsten Art. Daß er unter dem Eindruck der Kriegspsychose englischer Färbung schreibt, zeigt sein Endurteil: man könne nicht die größte Figur der Geschichte auswischen, ohne die Geschichte selbst zu einer Wüstenei wie Reims oder Löwen zu machen; wenn Christus ungeschichtlich und entthront sei, werde sein Platz durch Nietzsche eingenommen werden. Gleichwohl bleibt auch dieser Artikel von Wert, weil er neben dem Buche von Conybeare zeigt, wie die englische Theologie sich genötigt sieht, die auch durch englisch-amerikanische Gelehrte vorgetragene Mythentheorie abzuwehren.

Auf deutscher Seite ist in letzter Zeit nur JÜLICHER einmal wieder mit einem eindrucksvollen Bekenntnis zur Geschichtlichkeit Jesu auf den Plan getreten. „Die jüngste Bestreitung der Geschichte Jesu“, gegen die er sich wendet, findet er in einem Artikel K. Gjellerups „Sind wir noch Christen?“ in den Preuß. Jahrbüchern 1915, Bd. 162,3 S. 421—441. Gjellerup geht hier von der Bemerkung Deussens aus (in seiner Philosophie der Bibel 1913 S. 189): an der Geschichtlichkeit der Person Jesu kann nur ein Narr zweifeln. Gj., der übrigens die Frage, die er aufwirft, strikt verneint, sieht darin ein Unrecht, verdienten Gelehrten, Professoren usw. zugefügt, weiter auch eine wissenschaftlich unhaltbare Auffassung. Er sucht den Ursprung des Christentums nicht in dem Wirken einer einzelnen geschichtlichen Person, sondern in dem brennenden Erlösungsbedürfnis, der sehnächtigen Heilandserwartung und der flammenden Jenseitsbegeisterung der gesamten antiken Welt, die nach fürchterlichen und oft unheimlichen Geburtswehen, nach wüsten religiösen Fieberphantasien, in welchen alle Elemente der Jesusgeschichte spuken, endlich dem Mythos von dem leidenden und auferstandenen Mittler und Gottmenschen die im Neuen Testamente überlieferte bleibende Gestalt gaben.

Gjellerup gibt keine Beweise für diese stimmungsvolle Theorie und führt sie nicht wieder aus. Es kann sein, daß die Christusmythe auch in solcher Form auf weniger nachdenkliche Leser Eindruck macht. Jedenfalls hat J., wohl auch wegen des angesehenen und verbreiteten Organs, in dem der Artikel erschien, es für richtig gehalten, darauf zu erwidern, und daß er einmal wieder seinen Standpunkt darstellt, wenn gleich leider recht kurz, können wir ihm nur danken.

Mit einem B e k e n n t n i s setzt er ein. Er gesteht zu, daß er bei der Forschung nach der Geschichtlichkeit Jesu nicht uninteressiert sei, nicht gleichgültig gegen das Ergebnis, nicht unbefangen, nicht unvoreingenommen, denn ihm sei die geschichtliche Person Jesu für seine Religion nicht entbehrlich; eine mythische Gestalt könnte er als Sonne für sein persönliches Leben nicht brauchen. Das Bekenntnis reiht sich anderen, gleichlautenden und entgegengesetzten, die im Verlauf des Streits um die Christusmythe hervorgetreten sind, gleichwertig an<sup>1)</sup>.

Kein Recht hätten nun indes die Mythologen, sein Votum um seiner Voraussetzungen willen als belanglos zur Seite zu schieben. Er deckt ihnen auch empfindliche Fehler und desiderien auf. Zunächst wendet auch er sich gegen Deussens scharfes Wort — ein Zeichen, daß seine Voreingenommenheit doch nicht kritiklose Parteilichkeit ist. Nur wenn jemand, der den größten Teil seines Lebens dem Studium der neutestamentlichen Literatur gewidmet hätte, plötzlich verkündigte, Paulus und Jesus hätten nie existiert, so würde er wohl an seinem gesunden Verstand zweifeln; ein Nichtfachmann ist deswegen noch kein Narr. Immerhin, das Urteil von Overbeck hätte Gewicht, wenn er für die Ungeschichtlichkeit eingetreten wäre.

Hier ist schon angedeutet, was im Bereich der Christusmythe fehlt: umfassende, gründliche Arbeit. Es wäre Pflicht der Radikalen, erklärt J. mit vollem Recht, nun endlich einmal die Briefe des Paulus im einzelnen zu erklären, von der

1) Vgl. meine Zusammenstellung und Besprechung in „Religion und Geisteskultur“ 8 (1914), S. 217 ff.



Voraussetzung der Fälschung aus und uns die Persönlichkeit des Fälschers greifbar, wenigstens denkbar zu machen mit der grandiosen Raffiniertheit, mit der er seine Gemeinden mit ihren Fehlern und Vorzügen sich ausgedacht, in der Zeichnung Gleichgültiges und Bedeutendes durcheinander gemischt, die seltsamsten Anlässe zu schreiben eronnen hat, ohne je aus der Rolle zu fallen. Noch keiner hat diese Aufgabe gelöst, geschweige aufgegriffen.

Ich kann diese Aufforderung besonders auf Grund meines Studiums des holländischen Radikalismus nur unterschreiben. Der holländische Radikalismus basiert, soweit ernsthafte, abgerundete Arbeiten und nicht bloße fragmentarische Artikel und Uebersichten in Frage kommen, im wesentlichen auf den mit bewundernswertem Scharfsinn geschriebenen drei Paulusbänden meines Vorvorgängers W. C. van Manen. Die Bücher lohnen auch heute noch die Lektüre, besonders der dritte, die Korintherbriefe behandelnde Band, der in Deutschland, wie mir scheint, fast unbekannt ist. Aber 1. hat v. Manen keine durchgehende Exegese vorgelegt, und 2. sind seine Untersuchungen in vieler Hinsicht jetzt veraltet. Seit 1896 hat die Literarkritik ganz neue Bahnen eingeschlagen, besonders aber ist unsre Kenntnis des griechisch-römischen Synkretismus und Gnostizismus gewachsen und verbessert, endlich ist auch der neueren Erforschung der Kanongeschichte zu gedenken, die vielleicht schon allein genügt, um den Radikalismus als große Verirrung zu erweisen. Es wäre m. E. in der Tat erwünscht, wenn die Schüler van Manens einmal gründliche exegetisch-geschichtliche Untersuchungen über die Paulusbriefe (und die Evangelien) vorlegten, die dem neueren Stand der Forschung hinreichend Rechnung trügen. Der „literarische Charakter“ der radikalen Schriftstellerei muß radikal anders, umfassender, solider, eindringender, gelehrter, philologisch fachmännischer werden, wenn die Probleme von dieser Seite fruchtbar gefördert werden sollen.

Trotz van Manen hat J. noch immer ein Recht, zu sagen, die Unerfindbarkeit der paulinischen fünf oder sieben Haupt-

briefe sei eines der uneinnehmbaren Forts. Unter den untergeschobenen Werken in der antiken Literatur, fügt er hinzu, gibt es nur wenige, die auch nur ebenso stark wie die paulinischen Hauptbriefe als Selbstdarstellung eines ungewöhnlichen Menschen in seiner noch ungewöhnlicheren Arbeitswelt das Gepräge der Unnachahmlichkeit, der bodenständigen Echtheit trügen. Den Kardinalfehler der Mythologen findet er darin, daß sie das geschichtlich Undeutlichste, die Erlösermysterien, als Operationsbasis wählen und grenzenlos überschätzen, dagegen das nach gründlicher kritischer Arbeit verhältnismäßig Sichere, die neutestamentlichen Religionsurkunden, mißachten. Uebertrieben findet J. besonders die Ueberschätzung der kümmerlichen Attis- und Adonismysterien und des altgnostischen Zaubers; das Betrüblichste sei für den Fachmann, wie wenig Respekt man draußen vor der ungemeinen Größe und Schwierigkeit seiner dem N.T. zugewandten Arbeit habe. Möge J.s Stimme trotz des Kriegsgetöses auch in Neutralien und in England und Amerika gehört werden!

Von Einzelproblemen der Christusmythe ist nur die Frage der Echtheit des Josephuszeugnisses behandelt worden. AL. SLIJPEN ist geneigt, Burkitt und Harnack<sup>1)</sup> in der Annahme der Echtheit zu folgen, da die Interpolationshypothese große Schwierigkeiten mit sich bringe. Weshalb sollte ein Christ die Worte eingesetzt haben? Ein Zeugnis des Josephus hatte doch unter Juden wie Christen wenig Wert. Josephus galt den Juden als halber Abtrünniger; die Berufung auf ihn hätte auf Juden wenig Eindruck gemacht. Hiergegen ist indes einzuwenden, daß ein geschichtliches Zeugnis für Jesu Leben und Wirken den Christen unter allen Umständen willkommen sein mußte. Daß die Juden Josephus nicht als vollgültigen Zeugen betrachten würden, brauchte der Interpolator nicht zu wissen. Die christliche Apologetik hat nicht immer mit der wirklichen Stimmung der Gegner gerechnet. Uebrigens ist der hebräische Josippon ein Beweis, daß noch in späteren Zeiten Josephus den Juden viel galt. Wichtiger ist daher ein anderes Argu-

1) Vgl. Th.R. 1913 S. 331 f.

ment, das an die Geschichte des Textes erinnert. Alle codices haben das Jesuszeugnis. Wenn Niese zwei Klassen von codices unterscheidet, eine Gruppe mit besserem und eine mit schlechterem Text, welche letzterer Eusebius folgt, so müßte nach Sl. die Interpolation noch vor der Teilung eingeführt worden sein, also vor Euseb in der Zeit der Antonine. Hatten damals, so fragt man unwillkürlich, die Christen Einfluß auf den Text, konnten sie damals schon eine Interpolation durchdrücken? Hätte ein Porphyrius, der mit Josephus bekannt war, eine von Christen interpolierte Ausgabe zur Hand genommen? Diese Beweisführung verdient ernstere Beachtung. Daß sie gleichwohl nicht durchschlagend sein kann, zeigt die Auslegung, die Sl. vorträgt. Josephus wolle nicht sagen: hij was de Messias, sondern: hij was die Christus oder dat was nu die bekende Christus. Ohne Zweifel hätte Josephus in einem für Römer bestimmten Buch sich anders ausgedrückt, wenn er das gemeint hätte.

Das textkritische Argument Sl.s hat eine gewisse Bedeutung im Blick auf die eindringende Studie von A. GOETHALS. Das Interessanteste an seinen Ergebnissen ist der Nachweis, daß der Wortlaut des Jesuszeugnisses eine Mischung aus Stileigentümlichkeiten des Josephus und — Eusebius darstellt. Die Berührungen mit Euseb sind in der Tat frappant. Hierauf baut G. seine Hypothese. Das Testimonium stammt von Euseb, ist zum erstenmal in der Demonstr. evang. erschienen, dann in leichter Aenderung in der Kirchengeschichte wiederholt, von da in den Text des Josephus hineingebracht. Euseb war der Fälscher und war es auch nicht. Er hat in den beiden Büchern eine summarische und offenbar ungenaue, absichtlich ändernde Analyse des authentischen Josephustextes gegeben, die er dann später in den Josephustext hat einfügen lassen. Anlaß war wohl die gefährliche Arbeit des Porphyrius, der sich vermutlich auch auf den authentischen Bericht des Josephus berief.

Leider hat G. versäumt, seine scharfsinnige Hypothese mit der durch Slijpen in Erinnerung gebrachten Geschichte

des Josephustextes in Ausgleich zu bringen. Wenn sich der Text schon im 2. Jhrt. gespalten hat, ist ein späteres Eindringen der Interpolation in alle Handschriften schwer verständlich. Andererseits ist glaubhaft, daß Euseb es erreichen konnte, daß nur noch Handschriften, die das gefälschte Zeugnis enthielten, vertrieben wurden. Uebrigens glaubt G. beweisen zu können, daß auch die dem Jesuszeugnis folgenden Episoden der Paulina und Fulvia, weil sie nicht in den Zusammenhang passen, später interpoliert seien. Die neuen Nachweise und Vermutungen erfordern erneute Untersuchung; G. hat das Verdienst, für das Problem, das vielen schon abgetan erscheint, eine neue Richtlinie gewiesen zu haben<sup>1)</sup>.

Von großem Wert ist endlich eine neue Uebersicht über die Geschichte der Christusmythe, die Studie des mennonitischen Predigers P. ZONDERVAN, die in zehn Essais die Theorien von zehn verschiedenen Vertretern einer radikalen Christusanschauung entwickelt, nämlich von Strauß, Bauer, Loman, Kalthoff, Robertson, Jensen, W. B. Smith, Bolland, A. Drews und Niemojewski. Es hat einen eigenen Reiz, dieses Buch zu lesen, zumal der Verf. sehr stark den religiösen Ertrag und die nur bei Jensen, Robertson und Niemojewski fehlenden religiösen Tendenzen der Radikalen herausarbeitet. Im ganzen ist ihm der Radikalismus sympathisch, seine Kritik daher recht sanft. Die großen prinzipiellen Schwierigkeiten, von denen jede radikale Theorie gedrückt (um nicht zu sagen schließlich erdrückt) wird, sieht er nicht; den Hauptfehler, daß unphilologische Phantasie und das Bestreben, die Geschichte nach den Prinzipien des eignen religionsphilosophischen Systems zu verdrehen, sich allzusehr breit machen, läßt er beinahe ungerügt. Er diskutiert lieber die religiösen Ideen der Radikalen, als daß er das Dilettantische ihrer Exegese, ihrer Etymologien und ihrer Geschichtsauffassung klar herausstellte.

1) Vgl. übrigens noch die kurze Bemerkung von F. JACOBY über „Jesus bei Josephus“ im Hermes 51 (1916), S. 159 f.: Das Zitat ist nach J. ganz unecht; Josephus wie Justus v. Tiberias wußten auch von Jesus, schwiegen aber über ihn aus leicht verständlichen Gründen.

Doch möchte ich mich mehr bei den Vorzügen seiner Arbeit aufhalten. Obschon er lauter Einzelstudien gibt, weist er doch feinsinnig auf die inneren Beziehungen, die merklichen Unterschiede, die gegenseitige Ergänzung der im Lauf des Jahrhunderts entstandenen radikalen Theorien hin. Strauß leitet das Jesusbild der Evangelien ausschließlich aus dem A. T. und den jüdischen Messiasvorstellungen ab, Bauer dagegen aus griechisch-römischer Philosophie, Loman wiederum versucht das Christusbild als eine Synthese semitischen und griechischen Geistes zu begreifen, eine Anschauung, die Kalthoff weiter ausbaut und vertieft. Vom Mythischen spricht schon Strauß, doch in ganz anderem Sinne als Robertson, mit dem Z. eine neue Periode in der Entwicklung der radikalen Theorien beginnen läßt. Für Strauß ist jeder ungeschichtliche Bericht, in dem eine religiöse Gemeinschaft ihre grundlegenden Gefühle und Vorstellungen zum Ausdruck bringt, ein Mythos. Die ursprüngliche, engere Beziehung des Mythos auf Naturvorgänge wird erst von Robertson für die Christusüberlieferung kräftig geltend gemacht. Er ist der erste, der die Mysterien mit ihren Mythen vom sterbenden und auferstehenden Gotte zur Erklärung heranzieht, sofern ihm van Loon hierin nicht vorangegangen ist. So wirkt auch auf den Fortgang der Christusmythe die Ausbreitung unserer Kenntnis der antiken Religionsgeschichte ein. Treffend ist die Erinnerung, daß Bauer, der im Evangelium eine Auswirkung des römischen Imperiums sah, noch nicht wußte, daß tatsächlich hinter den als Gottheiten verehrten und angebeteten Zäsaren und hinter dem Messias tatsächlich die selbe mythologische Gestalt verborgen ist. Noch am eindringendsten deckt Z. die Unwahrscheinlichkeiten bei Jensen auf, doch glaubt auch er an einen Einfluß des Gilgameschepos auf die Evangelien, freilich denkt er nicht wie Jensen an die mythologisierte Sonne, vielmehr an die Gestalt des Gottmenschen. Von besonderem Interesse sind für uns die Essais über die zwei Holländer Loman und Bolland. Allerdings offenbart sich dem vorurteilslosen Leser hier besonders stark, daß die geschichtlichen Forschungen dieser Gelehrten ganz unter dem Einfluß

ihrer eigenen Weltanschauung und Philosophie stehen, bei Loman ein freier, den Gesamtgeist der Antike mit dem modernen Lebensideal verbindender Humanismus, bei Bolland, dem großen Leidener Philosophen, ein ausgeprägter Hegelianismus, der mit Hilfe der alexandrinischen Auslegungskunst in die Evangelien hineingetragen wird. Ein Vergleich zwischen dem Hegelianer Bolland und dem Hartmannianer Drews fällt insofern zugunsten des letzteren aus, als für den Holländer Jesus mehr die verkörperte Vernunft ist und die reine Vernunft das höchste ist, während Drews sich stärker an den Mythos anschließt und die dem Religiösen eigene Wertschätzung des Gefühls zur Geltung bringt. Wie Smith in seinem *Ecce Deus* selbst eine Grundtendenz seiner Arbeiten angibt, charakterisiert der Vf. die Anschauung des Polen Niemojewski witzig mit *Ecce luna*. Seine Kritik an dessen naturalistisch astralmythologischer Theorie ist treffend. Ich vermisse an dem ganzen Buch vor allem einen Anfang und ein Ende: der Vf. hätte mit Dupuis und Volney, die er am Schluß flüchtig nennt, beginnen sollen, um ein vollständiges Bild der radikalen Theorien zu geben, und er hätte zum Schluß das Gemeinsame, das religiös und das geschichtlich Bedeutsame noch einmal herausarbeiten sollen.

Man erinnert sich, daß das Aufkommen der Christusmythe in Deutschland zeitlich zusammenfiel mit verschiedenen Versuchen, das Evangelium und das ganze Urchristentum ganz oder zum Teil aus sozialen Tendenzen und Instinkten abzuleiten<sup>1)</sup>. Ich benütze die Gelegenheit, um hier zunächst auf eine populäre Schrift aus früheren Jahren (1911) hinzuweisen, in der ein holländischer Vertreter der radikalen Kritik, G. A. VAN DEN BERGH VAN EYSINGA mit Kautskys, Maurenbrechers, aber auch mit Deissmanns Proletarierneigungen sich auseinandersetzt. Es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, wie dieser Schüler van Manens und Bollands über die deutschen Evangelisoziologen urteilt. Er lehnt sie durchweg ab. Gewiß an Kautsky ist ihm sympathisch, daß er die Halb- und Viertel-

1) Vgl. Th.R. 1910, S. 163 ff.; 1912, 131 ff.

verehrer der evangelischen Ueberlieferung scharf kritisiert. Sonst weist er Kautskys sozialistische Zeichnung Jesu und der Urgemeinde ab und gibt eine recht wertvolle Einzelkritik der wichtigsten Behauptungen und Auslegungen Kautskys. Maurenbrecher wird getadelt, weil er zuviel an der Ueberlieferung festhält, auch Deissmann ist ihm viel zu konservativ. Indes ist damit der eigentliche Grund der Ablehnung v. D. BERGHS noch nicht aufgedeckt; er sitzt tiefer. Kautsky, Maurenbrecher, Deissmann sind sich darin einig, daß die Evangelien und die anderen neutestamentlichen Schriften Dokumente aus den unteren und untersten Volksschichten sind, daß ihre Verfasser keine oder nur geringe Bildung haben, einfältig, naiv in ihrem Denken und Wollen sind. Das kann aber der Schüler Bolland's unmöglich zugeben, für den das ganze N. T. von tiefster Weisheit, geheimsinnigster Symbolik, alexandrinischer Spekulation erfüllt ist, und der in Philo und Origenes die Männer sieht, die uns die neutestamentliche Gedankenwelt erklären. Mißbilligend spricht er davon, daß für Deissmann der Wert der ägyptischen Ausgrabungen nicht in den Schätzen antiker Kunst und Literatur gelegen ist, sondern in . . . Papyrusblättchen und Scherben, als ob die Kenntnis des gewöhnlichen Gesellschaftslebens wirklich wichtiger sei als die Kenntnis des Gedankens. Das Wertvolle dieser einiges Richtige sicher enthaltenden Kritik liegt darin, daß sie uns aufzeigt, wie der Nachweis der Naivität und philosophischen Unentwickeltheit der Evangelien und des Urchristentums bei der Widerlegung der Christusmythe gute Dienste leisten kann.

Eine umfassende Darstellung aller Versuche, das Evangelium mit sozialen Bewegungen und sozialistischen Ideen in Zusammenhang zu bringen, hat nun neuerdings F. X. KIEFL vorgelegt. Der Verf. hatte sich im Streit um die Christusmythe schon durch eine wertvolle Arbeit über die philosophischen Voraussetzungen der Christusmythe bekannt gemacht (Vgl. Th. R. 1912 S. 130 f.). Ueber das neue Buch kann ich leider nicht so günstig urteilen. Zwar ist hier wirklich eine der Lösung harrende Aufgabe in Angriff ge-

nommen, nämlich die Herausarbeitung des philosophischen Hintergrunds, auf dem der moderne Sozialismus die Frage nach den sozialen Momenten des Urchristentums aufgebaut hat. Verdienstlich ist die Weise, wie Hegels Philosophie als die wissenschaftliche Grundlage des modernen Sozialismus aufgezeigt wird. Die Anführungen und Zusammenstellungen aus den verschiedensten Büchern und Schriften sind sehr brauchbar und ein Grundgedanke, daß das Christentum eine religiöse Bewegung und, wirtschaftlich-politisch beurteilt, ich würde sagen, antirevolutionär war, ist sicher, auf die führenden Kreise angewendet, richtig. Aber ohne zureichende Gründe und besonders ohne hinreichende Ausnutzung der evangelischen und sonstigen urchristlichen Zeugnisse wird auch das bleibend Richtige an den Thesen Deissmanns und Maurenbrechers abgelehnt. Gerade zur Sklavenfrage, die der Verf. sehr ausführlich behandelt, hätte aus den Evangelien, besonders den Gleichnissen noch viel mehr Material herausgeholt werden können. Charakteristisch für K.s Methode ist seine langwierige Erörterung des paulinischen Rates 1. Cor. 7<sup>21</sup>. Eigentliche Exegese wird kaum geboten; Hauptbestreben ist vielmehr, den katholischen Theologen A. Steinmann, der die Stelle in reformfreundlichem Sinne auslegt — auch m. E. kaum richtig — mit einer erdrückenden Masse katholischer und evangelischer Kirchenväter einzuschüchtern — Autoritätenbeweis statt ausschließlich sachlicher Wiederlegung. Merkwürdig ist, daß K. die große Bedeutung der Autorität in der neutestamentlichen Lehre so wenig betont; sie bezeugt an sich schon, wie wenig das Urchristentum darauf ausging, die Ordnungen dieser Welt zu untergraben. So gutes Material zur Tradition über die Soziallehren des N. T. und ältesten Christentums und zur Beurteilung des Sklaventums daselbst das Buch auch enthält, die Argumentation und Methode die zur Widerlegung moderner soziologischer Bewertung des Urchristentums in Anwendung kommt, kann nicht befriedigen.

Nachträglich ging mir noch ein neues Buch eines der Radikalen zu: *The historical Jesus, a survey of positions* by J. M.



ROBERTSON<sup>1)</sup>. In zwanzig Essais behandelt der Verf. eine Reihe von Thesen und Hypothesen seiner orthodoxen und kritischen Gegner, ist in seiner Kritik oft glücklich, in der Begründung seiner eigenen Anschauungen dagegen merkwürdig anspruchslos und naiv. Das Buch ist der Vorläufer einer bereits angekündigten Arbeit: *The Jesus problem, a re-statement of the myth theory*. Ausführlicherer Widerlegung werden u. a. gewürdigt Schmiedel, dem R. seine derogatory myth theory entgegensetzt, d. i. die Meinung, daß auch ein Mythos Stücke enthalten kann, in denen der Held „verkleinert“ wird; Flinders Petrie mit seiner Theorie, daß unsere Evangelien auf einen nucleus zurückgehen, eine primitive Sammlung einzelner Logia, eine Hypothese, die nach R. viel mehr zur Christusmythe führen muß; F. Bläß, der die evangelische Weissagung des Unterganges Jerusalems zur Erhärtung ihrer Geschichtlichkeit mit den Propheten Savonarolas verglichen hatte; A. Loisy, der Typus des modernen Kritikers, der die Hälfte der Ueberlieferung streicht, inkonsequenterweise den Rest für historisch erklärt, aber auch da meist über ein „zweifelsohne“, „wahrscheinlich“ u. dgl. nicht hinauskommt<sup>2)</sup>; endlich A. Schweitzer, der das Todesurteil über die ganze deutsche Leben-Jesu-Forschung gesprochen hat und dessen eigene Auffassung nach R. unter das gleiche Verdikt fallen muß.

R. unterläßt es nicht, im Laufe der Kritik seine eigenen Ansichten zur Geltung zu bringen. Das ursprüngliche Evangelium ist weder Geschichte noch Biographie, sondern eine an einen Ritus anknüpfende bunte Sammlung von Mirakeln und dramatisierten (in sich unwahrscheinlichen) Festlegenden; daß das Evangelium einmal gepredigt worden sei, ist (beabsichtigter) Schein. Die Unmöglichkeit, es auf einen ersten Prediger zurückzuführen, erhellt aus zahlreichen Widersprüchen, die sich in den einzelnen Lehrtraditionen finden, wie Gesetzesstrenge und Antinomismus, Judaismus und Universalismus, Davidismus und Non-Davidismus,

---

1) Vgl. Th.R. 1912, S. 130 f.

2) Auch Sickenberger protestiert in der *Bibl. Zeitschr.* 1915, S. 362 gegen diese Methode.

Asketismus und sein Gegenteil, Demut und Ueberhebung, Polemik und Passivität usw.; diese Widersprüche gehen aber zurück auf verschiedene Sekten und Strömungen, die sich im Evangelium zusammengefunden haben. Die ganze Passionsgeschichte, auch nach Wellhausens Urteil ihrem literarischen Charakter nach von den vorangehenden zusammenhangslosen Wundergeschichten stark sich abhebend, ist ein selbständiges Stück unhistorischer Jesusüberlieferung, erst später mit dem Kern des Evangeliums verbunden. Unausgeglichen ist das Hosianna beim Einzug und das Kreuzige beim Verhör; Geschichtlichkeit aber fordert Zusammenhang. Die Gethsemaneerzählung ist nur verständlich als dramatischer Vorgang: daß Jesus betet und daß die Jünger schlafen, sieht man auf der Bühne — so erklären sich alle Unwahrscheinlichkeiten.

Ausgebreitete Literaturkenntnis und scharfen Blick für die Schwächen der Gegner kann man R. nicht absprechen. Leider ist er unglaublich kritiklos gegenüber den Gebilden seiner eigenen Konstruktion. An der vernichtenden Kritik, die Conybeare, an seiner Methode geübt hat, geht er, soviel ich sehe, beinahe mit Stillschweigen vorüber. Hoffen wir, daß das in Vorbereitung befindliche Buch bestrebt sein wird, von ihm zu lernen.

---

(Vgl. über ein früheres Buch von Robertson Th.R. 1910, S. 128 f.).

Leiden,

Hans Windisch.